

Jahresempfang Griechisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland

Festrede

Bundespräsident a.D. Christian Wulff

„Weniger Christentum bedeutet mehr Armut“

Exarchat von Zentraleuropa

11. Juni 2026, Bonn

Eminenz, hochwürdigster Metropolit Augoustinos,

Exzellenzen,

verehrte Vertreterinnen und Vertreter der Kirchen, Religionsgemeinschaften und des öffentlichen Lebens,

liebe Schwestern und Brüder,

wir feiern heute den Namenstag seiner Allerheiligkeit, des ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I.

Apostel Bartholomäus gehörte zu jenen zwölf, die alles verließen, um einer Stimme zu folgen – ohne Sicherheiten, ohne Besitz, reich allein an Vertrauen.

Ich finde, es ist ein sehr schöner Gedanke, dass ein Mann, der seit nun mehr fast 35 Jahren auf dem Stuhl des Apostels Andreas die Weltorthodoxie als Ehrenoberhaupt führt, die Namen dieses Apostels trägt, der uns genau daran erinnert: Der größte Reichtum des Christentums ist nie Besitz, sondern seine Botschaft.

Bartholomäus I. ist seit 1991 ökumenischer Patriarch – und er hat dieses Amt zu einem Amt des Brückenbaus gemacht! Brücken zwischen Ost und West, zwischen getrennten Kirchen, zwischen den Religionen, zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Mensch und Schöpfung.

Die Welt nennt ihn den „grünen Patriarchen“, weil er früher und beharrlicher als andere die Bewahrung unserer Schöpfung zur geistlichen Aufgabe erklärt hat!

Im vergangenen Jahr 2025 stand er gemeinsam mit Papst Leo XIV. in İznik, dem alten Nizäa, um des Konzils zu gedenken, dass vor 1.700 Jahren unser gemeinsames Glaubensbekenntnis aller Christen formulierte. Ich habe diesen eindrucksvollen Ort im Dezember besucht und spürte den Gründungsmythos.

Erst vor wenigen Wochen, Ende März, wurde Bartholomäus I. in Paris in die Académie des sciences morales et politiques aufgenommen – auf jenen Sitz, den zuvor Papst Benedikt XVI. innehatte. Dass ein orthodoxer Patriarch den Platz eines katholischen Papstes einnimmt, sagt uns eben auch: Die Einheit der Christen hat Gesichter, sie hat Orte, sie macht Fortschritte – wenn Menschen wie Bartholomäus sie unbeirrt wollen.

Bartholomäus I. wirkt von einem Ort aus, an dem das Christentum zur kleinen Herde geworden ist. Am Phanar in Istanbul leben nur noch wenige 1.000 griechisch-orthodoxe Christen. Und doch geht von diesem kleinen Ort eine geistliche Kraft aus, die Millionen erreicht. Die Bedeutung des Christentums bemisst sich nicht an Mitgliederstatistiken. Sie bemisst sich an der Treue derer, die bleiben, und an der Strahlkraft dessen, was sie bezeugen. Ich durfte ihn dort mehrfach besuchen und jedes Mal bin ich beeindruckt und vor allem bereichert gegangen.

Ich selbst bin Ehrenbürger der Kleinstadt Tarsus, der Geburtsstadt des Apostel Paulus. Auch dort spüre ich jedes Mal: Kleinasien ist nicht Peripherie der christlichen Geschichte – es ist ihre Wiege.

Paulus aus Tarsus, die Konzilien aus Nizäa und Konstantinopel, die sieben Gemeinden der Offenbarung, der Stuhl des Andreas am Bosphorus: Unser Glaube kam aus dem Osten zu uns. Wer heute Ihre griechisch-orthodoxe Kirche würdigt, würdigt nicht einen Gast des europäischen Christentums. Er würdigt dessen Mutterboden!

Damit bin ich bei Ihnen, Eminenz, und bei der griechisch-orthodoxen Metropole von Deutschland, seit 1969 zugleich Exarchat von Zentraleuropa. Die Metropole ist zu einer der großen Säulen des kirchlichen Lebens in Deutschland geworden: Rund 70 Gemeinden, über 1.500 Gottesdienststätten, inzwischen fast eine halbe Million Gläubige – die größte orthodoxe Diözese unseres Landes. Menschen brachten ihren Glauben mit, ihre Liturgie, ihre Sprache, ihre Lieder. Und sie bauten:

Erst behelfsmäßige Gottesdienststätten, dann Kirchen, schließlich diese Kathedrale der Heiligen Dreifaltigkeit hier in Bonn. Sie bauten Gemeinden, die zugleich Heimat und Brücke waren. Heimat für die, die kamen – Brücke in die Gesellschaft, die sie aufnahm.

Die Metropole ist eine der stillen, großen Erfolgsgeschichten der Integration in der Bundesrepublik Deutschland.

Wo Orthodoxe, katholische und evangelische Christen in diesem Land miteinander beten, arbeiten und streiten – dort hat diese Metropole fast immer mitgewirkt, oft als erste.

Eminenz, verehrter Metropolit Augoustinos: Fast ein halbes Jahrhundert, seit 1980 leiten Sie die Orthodoxie in Deutschland und verkörpern Sie. Mit jener Mischung aus Würde und Herzlichkeit, die alle schätzen, die Ihnen begegnet sind. Deutschland hat Ihnen viel zu verdanken. Ich tue es heute erneut wie vor Jahren in einer Laudatio im Berliner Dom ausdrücklich und von ganzen Herzen.

Das Christentum hat der Welt etwas geschenkt, das in der Geschichte ohne Vorbild ist: Die Idee, dass jeder Mensch unabhängig von Herkunft, Leistung, Gesundheit oder Stand, eine unveräußerliche Würde besitzt. Nicht, weil er nützlich oder stark ist, sondern weil er menschlich ist. Weil er Gottes Ebenbild trägt. Diese Idee ist historisch: Die Erfindung des Individuums. Dieser Idee hat Europa seinen Aufstieg im Kern zu verdanken.

Das Christentum hat Europa geprägt: Seine Institutionen, seine Kultur, seine Sprachen und sein Rechtssystem. Ohne das Christentum wäre Europa nicht nur religiös anders, es wäre ein ganz anderer Kontinent. Das moderne Recht – Menschenwürde, Gleichheit vor dem Gesetz, Schutz des Einzelnen – das ist ohne die christliche Theologie des Menschen als Ebenbild Gottes nicht denkbar.

„Die Erfindung des Individuums“ hat seine Wurzeln im paulinischen Christentum. Die ersten Universitäten entstanden in Europa im Umfeld der Kirche. Bologna, Paris, Oxford. In den Klöstern wurde Wissen gesammelt und weitergetragen, ohne dieses monastische Netzwerk wäre ein großer Teil des griechisch-römischen Erbes verloren gegangen.

Christentum stiftet gemeinsam, schafft Netzwerke und soziale Infrastruktur. Christentum bringt moralische Disziplin, Loyalität, Ehrlichkeit. Motiviert zu prosozialem Verhalten: Wenn uns bewusst ist, dass wir Gott Rechenschaft schulden, dann veranlasst uns das zu altruistischem Verhalten. Die orthodoxe Tradition kennt den Begriff der Theosis: Die Vergöttlichung des Menschen, seine Teilhabe am göttlichen Leben. Das ist eine klare Aussage über die Würde des Menschen. Jeder Mensch ist zur Gemeinschaft mit Gott berufen. Nicht nur die Starken oder die Reichen oder die Frommen. Sondern jeder und jede.

Mir geht es heute vor allem um zwei Anliegen:

Den Dank an das Christentum für seinen Beitrag zur Entwicklung Europas und die Bewusstmachung des Beitrages des Christentums heute mitten unter uns. Beides scheint mir nämlich verschüttet, im Beklagen, im Beschreiben starker Säkularisierung in unseren Tagen, in unserem Land.

Die kostbarste Mitgift des Christentums an Europa ist doch diese genannte Idee der Person: Jeder Mensch, egal ob Mann oder Frau, Grieche oder Barbar, Sklave oder Freier, besitzt eine unverlierbare, gleiche Würde. Das genau ist keine Selbstverständlichkeit der Menschheitsgeschichte. Es ist die Revolution des Paulus von Tarsus. Die Antike kannte den Bürger, den Helden, den Weisen. Aber die Würde des Schwachen, des Kindes, des Behinderten, des Sterbenden kannte sie nicht.

Unser Grundgesetz beginnt mit dem Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Dieser Satz ist zwar säkular formuliert, aber er ist christlich genährt. Eine Gesellschaft, die ihre Quelle vergisst, wird ihn vielleicht noch eine Generation lang zitieren, aber wird sie ihn auch begründen können, wenn er teuer wird? Wenn der alte Mensch „zu teuer“, das ungeborene Leben „unzumutbar“ oder der Pflegefall „unproduktiv“ erscheint? Weniger Christentum bedeutet: Armut an Gründen für Menschlichkeit.

Wie oft vergessen wir inzwischen schon, dass Anderssein keine Hürde für die Gemeinschaft ist, sondern ein Geschenk. Uniformität und Schablonen sind gewiss keine Voraussetzungen für funktionierende Zusammengehörigkeit.

Wo das Christentum sich zurückzieht, zieht sich zuerst die organisierte Barmherzigkeit zurück. Krankenhäuser, Hospize, Suppenküchen, Bahnhofsmissionen, Schuldnerberatungen, Flüchtlingshilfe – das dichte Netz von Diakonie und Caritas, in der Orthodoxie die gelebte Philantrophia der Gemeinden: All das sind keine staatlichen Erfindungen. Sondern es ist die in Institutionen gegossene Bergpredigt. Das Wort „Hospital“ kommt von Hospes, dem Gast, von der Idee, dass der Kranke, der Fremde, der Sterbende ein Gast ist, in dem uns Christus selbst begegnet. Dies ist eine genuin-christliche Idee. Natürlich gibt es Hilfsbereitschaft auch ohne Glauben, vor allem bei Humanisten, aber die Verlässlichkeit, die Flächendeckung, die Unbedingtheit der Zuwendung – auch zu denen, die vordergründig niemanden nützen – speist sich aus einer Quelle. Wer das diakonische Christentum schwächt, macht zuerst die Ärmsten noch ärmer und einsam. Eine neue Armut unserer Wohlstandsgesellschaften heißt nämlich Einsamkeit. Sie trifft Junge wie Alte, Städter wie Landbewohner.

Sie wächst dort am schnellsten, wo die Orte der Begegnung verschwinden – die Vereinsheime, die Stammtische und eben: Die Gemeinden. Eine Kirchengemeinde ist einer der letzten Orte unserer Gesellschaft, an dem sich Menschen begegnen, die sich nicht ausgesucht haben: arm und reich, jung und alt, Akademikerinnen und Arbeiter, Alteingesessene und Zugewanderte – vereint nicht durch Interesse, sondern durch etwas Größeres als sie selbst.

Wer einmal ein orthodoxes Gemeindefest erlebt hat, wie wir eben die Gesänge, die Liturgie, dann das gemeinsame Essen, drei Generationen an einem Tisch – der weiß, wovon ich spreche. Solche Orte kann man nicht verordnen und nicht kaufen. Man kann sie nur pflegen oder verlieren. Weniger Christentum bedeutet: Weniger Orte, an denen niemand allein bleiben muss. Hier entsteht ein Verständnis füreinander, für vermeintlich Fremde und Fremdes, das über die eigene Gruppe hinausreicht: Das stärkt den so dringend nötigen gesellschaftlichen Zusammenhalt langfristig.

Nehmen wir das Christentum aus Europa heraus, fehlen Bach und Byzanz, die Ikonen und die Kathedralen, Dante und Dostojewski. Die Matthäuspassion und die Osternacht. Es fehlen aber auch die so wichtigen Lieder, die Kinder lernen, die Feste, die das Jahr gliedern, die Rituale, die Trauer tragbar machen. Gerade die Orthodoxie lehrt uns, dass Schönheit kein Schmuck des Glaubens ist, sondern seine Sprache. Dostojewski hat den Satz geprägt: Die Schönheit werde die Welt erlösen – wer in der orthodoxen Vesper steht, im Kerzenlicht, im Klang der Hymnen, ahnt, was gemeint ist. Eine Kultur, die ihre religiöse Grammatik vergisst, versteht irgendwann ihre eigenen Bibliotheken, Museen und Konzertsäle nicht mehr.

Sie wird – mitten im Überfluss – analphabetisch gegenüber sich selbst.

Schließlich die geistliche Armut, die Armut an Sinn, Trost und Maß. Der Markt kann Wohlstand schaffen, aber er kann nicht sagen, wofür. Er kennt Preise, aber keine Werte; Wachstum, aber kein Genug; Konsum, aber keinen Trost. Die Erschöpfung, die Rastlosigkeit, die Sinnleere, über die so viele Menschen in den reichsten Gesellschaften der Geschichte klagen, sind die geistliche Armut hinter dem materiellen Reichtum.

Das Christentum hält dem etwas entgegen, dass keine andere Instanz unserer Gesellschaft anbietet: Den Sonntag gegen die Dauerverfügbarkeit, das Fasten gegen die Maßlosigkeit, die Beichte gegen die Selbstoptimierung, die Hoffnung über den Tod hinaus gegen die Panik der Endlichkeit.

Niemand verkörpert dieses Maßhalten als Weltverantwortung glaubwürdiger als der Patriarch, dessen Namenstag wir heute feiern: Sein ökologisches Zeugnis sagt nichts anderes, als dass eine Menschheit, die nur noch nimmt und nicht mehr dankt, am Ende auch sich selbst verbraucht. Askese, so lehrt uns Bartholomäus, ist nicht Weltflucht, sie ist die höchste Form der Weltliebe.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Christen haben heute eine besonders große Verantwortung, sich jenen zu widersetzen, die Glauben zum Instrument nationaler oder ideologischer Projekte machen. Jene, die Glauben als Waffe benutzen. Es muss aufhören, dass wir uns treiben lassen von Extremisten, die Europa zerstören wollen, die Institutionen herabwürdigen, Medien als Lügenpresse denunzieren, die Justiz angreifen, den Kirchen Unterstützung streichen und sie zur reinen NGO erklären.

Der amerikanische Investor Peter Thiel etwa träumt gar von einem Christentum nach dem Vorbild Kaiser Konstantins: Von einem autoritären christlichen Staat, der die offene liberale Demokratie wieder überwindet und durch eine alte Ordnung ersetzt. Der vermeintlichen Stärke und Dominanz. Es ist in Wahrheit eine tiefe Schwäche des Glaubens. Denn wer Christus braucht, um zu herrschen, hat Christus nicht verstanden.

Die offene liberale Gesellschaft wird von Chefideologen und Tech-Milliardären als Antichrist bezeichnet. Manche schwingen sich auf, der Katéchon zu sein, jene mysteriöse Kraft aus dem zweiten Brief des Paulus an die Thessalonicker, die das Böse aufhält. Sie behaupten, das Böse aufzuhalten, indem sie Freiheit, Pluralismus, Vielfalt und Menschenwürde aller bekämpfen.

2010 sprach ich mit dem Patriarchen Kyrill in Russland. Jenem Kyrill, der den Krieg gegen die Ukraine einen heiligen Krieg nennt. Er sieht in Wladimir Putin den Katéchon, einen Beschützer der christlichen Zivilisation gegen den gottlosen Westen. Ich sage das alles mit tiefer Trauer. Denn das ist keine christliche Theologie. Das ist die Instrumentalisierung des Glaubens für politische Gewalt. Und sie kostet jeden Tag tausende Menschenleben. Wenn Christus zum Schutzpatron von Bomben und Panzern wird, wenn das Kreuz zur Fahne eines Kriegsprojekts verkommt, dann wird die Botschaft des Evangeliums vernichtet. Auch Kriegsminister als Kreuzritter erinnern an dunkle Zeiten.

Der reichste Mensch dieser Erde, der nun erste Billionär Elon Musk, behauptet, dass die größte Schwäche des Westens Empathie, also Einfühlungsvermögen, sei. Die große politische Theoretikerin und Soziologin Hannah Arendt aus Hannover, hat sich jahrzehntelang mit Totalitarismus und der Frage beschäftigt, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig waren und sind. Ihre Erkenntnis: „Der Tod der menschlichen Empathie ist das erste untrügliche Zeichen dafür, dass sich eine Zivilisation in Richtung Barbarei entwickelt.“

Dass wir seit über 80 Jahren in Frieden und Freiheit, in Stabilität und Wohlstand leben hat ganz wesentlich damit zu tun, dass wir Menschen in Europa endlich mit großer Empathie an Herausforderungen herangegangen sind und damit die Lehren aus zwei Weltkriegen gezogen haben, weil wir nicht nur die eigenen Interessen, sondern auch jene unserer Nachbarn mitberücksichtigt haben.

Es waren vor allem Christen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aufeinander zugegangen sind.

Der Franzose Robert Schumann, der Italiener Alcide de Gasperi und Konrad Adenauer waren mutige Visionäre, die am Ende einander vertrauten. Man nannte sie im Volksmund karikierend – das darf ich hier in Bonn in der heiligen Dreifaltigkeitskirche erwähnen – die „Heilige Dreifaltigkeit“. Weil sie auch aus christlicher Überzeugung handelten. Sie trauten sich, das scheinbar Unmögliche nach zwei Weltkriegen zu versuchen – nämlich dauerhaften Frieden zu schaffen.

Ich denke an Freiheitskämpfer in Polen, an Lech Walesa, die Solidarnosc.

An den Brief der polnischen Bischöfe bereits aus dem Jahr 1965, die ihren Amtsbrüdern geschrieben haben: „Wir vergeben und bitten um Vergebung. Wir vergeben euch den Überfall auf Polen und bitten um Vergebung für die Verbrechen an den Vertriebenen.“ Das war wahrlich groß. Das war gelebtes Evangelium.

Ich erinnere an die Pfingstpredigt 1979 von Papst Johannes Paul II. in Warschau, wo er die Predigt schloss mit den Sätzen: „Heiliger Geist, komme nieder auf diese Erde und verändere das Antlitz der Welt.“ Das haben die Anwesenden und an den Bildschirmen Zuhörenden als Signal verstanden und den Kommunismus wegräumen zu können. Ein halbes Jahr später hatte die Solidarnosc über zehn Millionen eingetragene Mitglieder.

Ich werde nie vergessen, wie ich 2019 gemeinsam mit Lech Walesa nach Moskau gereist bin, um Michail Gorbatschow zu danken, dass er die Grenzöffnung 1989 mit ermöglicht hat. Mit dabei war Klaus Meine von den Scorpions, der dann im kleinen Kreis „Wind of Change“ sang, die Hymne des damaligen Wandels.

Das Neue nach dem Grauen der Kriege war: Demut, Bescheidenheit. Eine Haltung aus Respekt gegenüber anderen.

Demut, Empathie, Nächstenliebe, das Anerkennen des anderen sind die stärksten Kräfte der Zivilisation überhaupt. Ohne diese Kräfte gäbe es kein gutes Zusammenleben, kein wirkungsvolles Zusammenleben, keine echte Kommunikation.

Was folgt aus alledem Gesagten? Hören wir auf, das Christentum als Restbestand zu behandeln und dessen Abwicklung höflich zu begleiten.

Die Kirche ist und hat eine moralische Macht. Die Kraft der Kirche ist eine Macht, in der weltliche Macht an ihre Grenzen stößt. Dafür sollten auch Agnostiker, Humanisten, Atheisten dankbar sein. Gerade in dieser Zeit, die auch unter zu wenig Christen leidet.

Das gemeinsame Bekenntnis von Nizäa, dessen 1.700-jähriges wir begehen durften, ist älter als all unsere Spaltungen. Vor 1.000 Jahren entstand die Kirchenspaltung in Ost und West und vor 500 Jahren entstand die Evangelische Kirche. Nun sollten wir nach 2.000 Jahren näher zusammenrücken.

Ich erinnere an die Botschaft des Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth: „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur einen Geist. Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herren. Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen.“ (1. Korinther, 12,4-6)

Der Apostel Paulus, Sohn jener Stadt, deren Ehrenbürger ich sein darf, hat den Korinthersatz geschrieben, der das Geheimnis des Christentums in eine einzige Zeile fasst:

„Christus, der reich war, wurde arm um eurerwillen, damit ihr durch seine Armut reich würdet.“ Das ist die Logik, um die es geht. Die Logik, die unsere Welt so dringend braucht: Reichtum, der sich verschenkt, macht alle reicher, Armut an Christentum macht aber alle ärmer, die Glaubenden und die Zweifelnden, die Kirchen und den Staat, die Starken und erst recht die Schwachen.

Dass Ihre Metropole seit über 60 Jahren diesen Reichtum in unserm Land mehrt, dafür danke ich Ihnen. Dass seine Allerheiligkeit, der ökumenische Patriarch Bartholomäus I. diesen Reichtum vor der ganzen Welt bezeugt, dafür ehren wir ihn an seinen Namenstag. Und so schließe ich mit dem alten Zuruf der Kirchen an ihren Hirten: „Auf viele Jahre, Herr und Vater!“

Gott segne den ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I., Gott segne diese Metropole, Gott segne unser Land.